PETER STOTZ

Der *Libellus de deorum imaginibus*

'Im Olymp': dies ist das Thema des diesjährigen, des 10. lateinischen Novembers. In der sanktgallischen Vadiana ist eine Ausstellung über „Die Sprache der Götter" zu sehen, und soeben haben die beiden *molitores*, Clemens Müller und Peter Müller, ein überaus hübsches, reich bebildertes Bändchen über Darstellungen von „Götter(n), Musen (und) Fabelwesen" in der Stadt St. Gallen publiziert. Da war es eine Selbstverständlichkeit, auch das heurige *Certamen translatorium* in diesen so reichen und anziehenden Themenkreis einzubeziehen. Ausgangspunkt dafür ist ein Wiener Frühdruck aus dem Jahre 1510 in der Inkunabel-Abteilung der Stiftsbibliothek. Dessen Flaggschiff ist ein zeitgenössischer Traktat über römische Rechtsverhältnisse, einem Autor aus tiberianischer Zeit untergeschoben. Daran schließt sich als zweiter Bestandteil ein *Libellus de deorum imaginibus*, eine kleine Schrift also über die Art, wie man die antiken Götter (und Göttinnen) dargestellt hat: Kleidung, Attribute – aber nicht nur das, wie wir sehen werden. Nun ist es bei unseren *certaminibus* seit jeher üblich, dass der Wettbewerbstext einen sanktgallischen Bezug hat, und der besteht – freilich an einem dünnen seidenen Faden hängend – auch hier. Denn ein Wiener Student steuerte, einer damaligen Gepflogenheit folgend, zu dem Druck als Vorspann zwei lobend-empfehlende Gedichte bei. Sein Name: Ioachimus Vadianus.

Diese Schrift – ich benütze sie nach dem reich kommentierten Amsterdamer Druck von 1681 – ist überschrieben mit *Albrici philosophi et poetae doctissimi Libellus de deorum imaginibus.* Um zu erfassen, worum es sich handelt, müssen wir etwas weiter ausholen: Im hohen Mittelalter haben sich viele Dichter und Denker lebhaft für die antike Mythologie und Mythographie interessiert. Die vielfältigen, bunten Geschichten haben ihre Phantasie mächtig angeregt. Was schon in der Antike begonnen worden war, wurde mit großem

Elan fortgesetzt: Man las diese Erzählungen als Anregungen zum Entwerfen eines reich ausgestalteten naturphilosophischen, kosmologischen und moralphilosophischen Weltbildes. Oder, wie man auch sagen könnte: man fasste die Sagen als Allegorien, als Denkanstöße auf, nahm sie für Hüllen, unter denen sich tiefere – oder höhere – Wahrheiten entdecken ließen. Eine willkommene Nebenwirkung war, dass man dadurch christlich-religiöse Bedenken gegen die Beschäftigung mit der paganen Literatur beschwichtigen konnte, die an einen herangetragen wurden, oder die man am Ende selber hegen mochte.

Besonders im hochmittelalterlichen Frankreich waren solche Bestrebungen lebendig. Man spricht von einer eigentlichen „Renaissance des 12. Jahrhunderts". Diese Geisteswelt äußert sich in Dichtungen, in denen antike Sagenstoffe nachgestaltet und vergegenwärtigt wurden, etwa die Trojasage. Vielfach spielten Konzeptionen eines christlichen Neuplatonismus eine Rolle. Höchst folgenreich war eine philosophische Gesamtinterpretation der *Metamorphosen* Ovids durch Petrus Berchorius (Pierre Besuire), der *Ovide moralisé.* Und in diesen Zusammenhang stellt sich nun ein breit angelegtes Werk über die antike Mythologie, das in der Wissenschaft den Notnamen *Mythographus Vaticanus tertius* trägt – wie es dazu gekommen ist, braucht uns hier nicht zu kümmern. Diese Schrift war bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Süddeutschland bekannt; wo sie verfasst worden ist, weiß man nicht. Jedenfalls galt in der Folge ein *magister Albericus Lundoniensis* als ihr Verfasser, der in und nach der Mitte dieses Jahrhunderts gelebt haben dürfte und anscheinend ein Kanoniker an St. Paul's in London war. Auf ihn dürfte eine spätere Fassung dieses Werks zurückgehen. In 15 Kapiteln befasst sich der Autor dieser weitläufigen Schrift nicht allein mit den Göttern und Göttinnen, mit deren Namen sie überschrieben sind, sondern sozusagen mit der gesamten griechischen Sagenwelt. Niemanden wundert's, dass diesem Text eine breite Überlieferung zuteil wurde; er hat sich in mindestens 46

Handschriften erhalten. Benützt haben ihn, nebst vielen anderen, Petrarca und Boccaccio. Ungefähr zu ihrer Zeit, im späten 14. Jahrhundert, wurde daraus ein knapper Auszug hergestellt: der *Libellus*, von dem eingangs die Rede war. Und zwar zirkuliert auch er unter dem Namen *Alb(e)ricus*, der eben einen guten Klang besaß, wenngleich sich dieser Text, wie meine Stichproben gezeigt haben, nur bedingt mit der Vorlage vergleichen lässt. Eingearbeitet sind in ihn auch Materialien aus dem *Ovide moralisé* von Berchorius. Diese kurze Schrift besteht aus 23 unterschiedlich langen Kapiteln. Mit Abstand das umfangreichste ist Kapitel 22 über Herkules; unser Wettbewerbstext bildet, mit einigen Auslassungen, dessen Eingangsbereich.

Man habe, lesen wir da, Herkules als Sohn Jupiters bezeichnet. Die *antiqui*, die Menschen der alten Zeit, hätten ihn in das Götterkollegium eintreten lassen wegen seiner *probitates*, seiner tüchtigen Taten – nachher werden sie *victoria* oder *fortitudo* genannt. Die Aussage selber zeugt von perspektivischem Sehen: es gab nicht einfach Götter, oder es gab sie nicht: Die Menschen haben einen Helden für göttlich gehalten. Und es folgt, typisch für den Stil älterer Gelehrsamkeit, eine – halb falsche und halb richtige – Erklärung seines Namens: dieser bedeute *virorum gloria fortium*, 'Heldenruhm' könnten wir sagen. Und nun folgt eine Aufzählung einiger Taten – die übliche Reihe von zwölf Taten spielt hier gar keine so große Rolle. Zuerst geht's um die Kentauren, die an einer Hochzeit Frauen bedrängten, und die unser Held mit seiner Keule erschlug. Das deutet der Autor sofort allegorisch-moralisch: Mit diesen Mischwesen, halb Mensch, halb Pferd, seien Menschen gemeint, die nach tierischer Weise lüstern seien, jedoch durch die Geisteskraft, *virtus animi*, verbildlicht eben durch Herkules, überwältigt würden. Ähnliches gilt in Bezug auf die Erlegung des Nemeischen Löwen mit der Keule: dass Herkules ihm sein Fell abzog und sich in dieses hüllte, stehe dafür, dass keine körperliche Gewalt den tapferen Sinn, *animi fortitudo*, niederzuringen vermöge. Als dritte Tat wird die Befreiung der Alkestis aus der Unterwelt

erwähnt: sie wird hier in – zumindest losen – Zusammenhang gebracht mit einer der zwölf Taten, nämlich, dass Herkules den fürchterlichen Höllenhund Cerberus an die Oberfläche heraufholte. Den Opfergang der Alkestis zugunsten ihres Ehemannes Admet nimmt Herkules wahr, und er lässt sich von diesem ungewöhnlichen Treuebeweis anrühren. Dass er dabei den Höllenhund bändigt, erscheint ganz als Mittel zum Zweck, nämlich zur Rückführung der Alkestis. Auch diese Großtat will unser Autor verstanden wissen als Einkleidung einer moralischen Aussage: als Erweis dessen, dass Vernunft und ein beherzter Geist alle irdischen Übel überwinden könne.

Ihnen, liebe Schülerinnen und Schüler, wird nicht entgangen sein, dass die beiden kurzen Textausschnitte, die man Ihnen vorab als Übungstexte vorgelegt hatte, in eine etwas andere Richtung weisen: In ihnen geht es vor allem um das Bild, das sich die Menschen von der äußeren Erscheinung der Venus und Merkurs machen, und darum, was die einzelnen Attribute bedeuten. Mithin ist dort mehr *de deorum imaginibus* die Rede als hier. Allerdings: wollte man solche Unterschiede zuverlässig erkennen, müsste man jeweils die ganzen Kapitel miteinander vergleichen. Aber ohnehin ist klar, dass die Menschen des 15. und 16. Jahrhunderts das lebhafte Bedürfnis hatten, sich die antiken Gottheiten und Heroen auch visuell vorzustellen: sei es in ihrer eigenen Phantasie – in ihrem „Kopfkino“ –, sei es zur Schaffung von Holzschnitten gleich den drei Proben auf Ihren Blättern, sei es zur Ausmalung eines Festsaals, oder wofür auch immer.

Ich hoffe – und bin mir fast sicher –, dass die Bekanntschaft mit der mittelalterlichen Mythographie, die Ihnen das *certamen* vermittelt hat, anregend auf Sie alle gewirkt hat. Die Siegerinnen und Sieger dieses Wettbewerbs möchte ich jetzt schon herzlich beglückwünschen.